

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 12.

Posen, den 15. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 63.

## Der Seewolf.

Von Jack London.

Schluss.

(Nachdruck verboten.)

„Sind Sie hungrig?“ rief sie.

Seine Lippen bewegten sich unter ihrem Finger, und sie meldete: „Ja.“

„Wollen Sie etwas Fleisch haben?“ lautete die nächste Frage.

„Nein,“ verklärte sie.

„Brühe?“

„Ja, er möchte etwas Brühe haben,“ sagte sie, und blickte zu mir auf. „Bis sein Gehör völlig versagt, werden wir uns mit ihm verständigen können. Dann —“ sie sah mich mit einem seltsamen Blick an. Ich sah, wie ihre Lippen zitterten, und ihr die Tränen in die Augen stiegen. Sie wankte, und ich fing sie in meinen Armen auf.

„Ach, Humphrey,“ schluchzte sie, „wann wird dies alles ein Ende haben? Ich bin so müde, so müde.“

Sie barg ihren Kopf an meiner Schulter, ihre zarte Gestalt wurde von heftigem Weinen geschüttelt. Wie eine Feder lag sie mir im Arm, so leicht und ätherisch.

„Jetzt ist sie doch zusammengebrochen!“ dachte ich.

„Was kann ich ohne ihre Hilfe tun?“

Aber ich beruhigte und tröstete sie, bis sie sich zusammenriß, und ihr Gleichgewicht ebenso schnell wieder gewann, wie sie sich körperlich zu erholen pflegte.

Die Arbeit machte sichtliche Fortschritte. Noch einige Tage brauchten wir, um die Segel fertigzustellen und festzumachen.

Von meinen vielen neuen Berufen eignete ich mich sicher am wenigsten zu dem eines Segelmachers. Ich wußte besser mit den Segeln umzugehen, als sie zu fertigen, und ich zweifelte nicht, daß es mir gelingen würde, den Schoner in irgendeinen japanischen Hafen zu bringen. Ich hatte wirklich ein gut Teil Navigation aus den an Bord befindlichen Büchern gelernt, und zudem hatte ich Wolf Larsens Sternenskala, nach der ein Kind sich hätte orientieren können.

Was ihren Erfinder betraf, so hatte sich sein Befinden wenig geändert, außer der Tatsache, daß seine Taubheit zunahm und die Bewegungen seiner Lippen immer schwächer wurden. Am dem Tage aber, als wir mit den Segeln fertig wurden, vernahm ich das letzte Wort und die letzte Bewegung seiner Lippen hörte auf — aber nicht, ehe er auf meine Frage: „Sind Sie voll und ganz da?“ noch einmal „Ja“ geantwortet hatte. Die letzte Leine war gefappt. Irgendwo in der Grabkammer des Fleisches weilte noch die Seele des Mannes, brannte diese starke Intelligenz, die wir gekannt hatten, aber sie brannte in Schweigen und Finsternis. Und sie war körperlos geworden. Sie wußte nichts mehr von ihrem Körper. Sie kannte keinen Körper. Sie kannte nur sich selbst und die Weite und Tiefe von Ruhe und Dunkelheit.

Der Tag unserer Abreise kam. Es gab nichts mehr, das uns auf der Mühsalinsel zurückgehalten hätte. Die verkürzten Masten der „Ghost“ waren an ihrem Plage, die Segel festgemacht. Alles, was ich geschaffen hatte, war stark, nichts davon war schön, aber ich wußte, daß es leisten würde, was es sollte, und wenn ich es anblickte, fühlte ich mich stark.

„Das habe ich gemacht! Mit meinen eigenen Händen!“ Das hätte ich am liebsten hinausgeschrien.

Aber Maud und ich hatten die wunderbare Fähigkeit, einer die Gedanken des anderen auszusprechen, und als wir nun darangingen, das Großsegel zu setzen, sagte sie:

„Und daß Sie das allein mit Ihren eigenen Händen gemacht haben, Humphrey!“

„Aber es waren noch zwei Hände da,“ antwortete ich, „zwei kleine Hände.“

Sie hielt mir lachend die Hände entgegen.

„Ich werde sie nie wieder sauber bekommen,“ klagte sie, „und sonnenverbraunt werden sie wohl mein ganzes Leben lang bleiben.“

„Dann werden der Schmutz und die sonnenverbraunte Haut Ihr Ehrenzeichen sein,“ sagte ich, und nahm ihre Hände in die meinen.

Unsere Kameradschaft stand auf schwachen Füßen. Ich hatte meine Liebe lange und gut beherrscht, aber jetzt drohte sie mich zu überwältigen. Gegen meinen Willen hatte sie eigenmächtig meine Augen zum Sprechen gebracht, und nun überwand sie auch meine Zunge — und meine Lippen dazu, denn sie sehnten sich in diesem Augenblick wie wahnsinnig danach, die beiden Händchen zu küssen, die so treu und schwer gearbeitet hatten. Ich war in diesem Augenblick wie von Sinnen. In meinem Innern tönte es, als riesen mich Jagdhörner zu ihr. Und mich wehte ein Wind an, dem ich nicht widerstehen konnte, der meinen ganzen Körper ins Schwanken brachte, bis ich mich, ganz unbewußt, zu ihr beugte. Und sie wußte es. Sie mußte es wissen, als sie schnell ihre Hände fortzog, und es doch nicht lassen konnte, mir einen hastig forschenden Blick zu senden, ehe sie die Augen senkte.

Die „Ghost“ schien lebendig zu werden, als ihre Segel sich zum erstenmal blähten. Sie schlugen heftig — ein Geräusch, das meine Ohren mit Entzücken hörten —, und dann standen sie wieder prall auf der anderen Seite.

Maud stand neben mir, eine kleine Mühe auf dem vom Winde zerzausten Haar, die Wangen von der Anstrengung gerötet, die Augen weit und hell vor Erregung, die Nasenflügel zitternd in der frischen salzigen Luft. Ihre braunen Augen glühten denen eines aufgeschreckten Reh. Ihr Blick war wach und unruhig, wie ich ihn nie gesehen hatte, ihre Lippen öffneten sich und ihr Atem stockte, als die „Ghost“ gegen das Gesselfriff an der Ausfahrt der inneren Bucht anstürmte, dann in den Wind ging, und unter vollen Segeln in das sichere Fahrwasser hinausfuhr.

Meine Dienstzeit als Steuermann in den Robbengründen kam mir jetzt ausgezeichnet zustatten. Ich brachte das Schiff gut aus der inneren Bucht heraus und



ging in einem weiten Bogen in die äußere hinein. Noch ein Schlag und die „Ghöst“ hatte die offene See erreicht. Nun hatte sie den Hauch des Ozeans gespürt und atmete selbst im gleichen Rhythmus, indem sie die breitrüdigen Bogen sanft hinauf- und hinabglitt. Es war trübe und wolkig gewesen, jetzt aber brach die Sonne hindurch — ein willkommenes Vorzeichen. Die ganze Mühfajalinsel erstrahlte im Sonnenschein. Selbst das unheimliche südwestliche Vorgebirge sah weniger unheimlich aus und hie und da, wo der Gischt hoch empor sprang, glänzte und funkelte es in der blendenden Sonne.

„Ich werde stets mit Stolz daran denken,“ sagte ich zu Maud.

Sie warf mit einer königlichen Gebärde den Kopf zurück und sagte: „Du liebe Mühfajalinsel! Ich werde dich immer lieben.“ „Und ich auch,“ sagte ich rasch.

Unsere Blicke wollten sich treffen, und doch zwangen wir sie aneinander vorbei.

Einen Augenblick schwiegen wir fast unbeholfen, dann aber sagte ich:

„Sehen Sie die schwarzen Wollen in Luv? Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen gestern abend sagte, das Barometer fiele.“

„Und die Sonne ist verschwunden,“ sagte sie, den Blick immer noch auf unsere Insel gerichtet.

„Die Fahrt geht nach Japan,“ rief ich heiter. „Ein günstiger Wind und volle Segel, was wollen wir mehr?“ Ich verließ das Rad und lief nach vorn, warf Fock- und Großsegel los und machte alles zum Empfang des Windes bereit. Es war Sturm, ein tüchtiger Sturm, aber ich entschloß mich, so lange wie möglich die Segel oben zu behalten. Leider war es unter diesen Umständen nicht möglich, das Ruder festzumachen, und so mußte ich darauf gefaßt sein, die ganze Nacht am Rade zu stehen. Maud bestand darauf, mich abzulösen, es zeigte sich aber doch, daß sie nicht Kraft genug hatte, in schwerer See zu steuern. Sie war ganz niedergeschlagen, fand aber bald genug zu tun: Felle und Leinen mußten gestrafft, das Essen in der Kombüse gekocht, Betten gemacht und Wolf Larsen gepflegt werden, und sie beendete ihr Tagewerk, indem sie in der Kajüte und im Zwischendeck gründlich aufräumte.

Ich steuerte die ganze Nacht ohne Ablösung, der Wind wuchs langsam und beständig, und die See mit ihm. Um fünf Uhr morgens brachte Maud mir heißen Kaffee und Kuchen, den sie gebacken hatte, und um sieben stülzte mir ein tüchtiges, kochend heißes Frühstück neues Leben ein.

Den ganzen Tag wuchs der Wind. Und immer noch schäumte die „Ghöst“ dahin, raste Meile auf Meile mit einer Geschwindigkeit, die ich auf mindestens elf Knoten die Stunde schätzte. Ich mußte die Gelegenheit wahrnehmen, aber bei Einbruch der Nacht war ich völlig erschöpft. Obgleich ich in glänzender körperlicher Verfassung war, hatte ich jetzt doch die Grenze meiner Kraft erreicht. Dazu flehte Maud mich an, beizudrehen, und ich wußte, daß das, wenn der Wind und die See weiter so wuchsen, bald nicht mehr möglich war. So traf ich denn bei Dunkelwerden meine Vorbereitungen.

Aber ich hatte nicht mit den ungeheuren Schwierigkeiten gerechnet, die das Reffen dreier Segel für einen einzigen Mann bedeutete. Immer wieder machte der Sturm meine Anstrengungen zunichte, riß mir die Leinwand aus den Händen und zerstörte in einem Augenblick, was ich in zehn Minuten schwersten Kampfes erreicht hatte. Um acht Uhr hatte ich erst das zweite Reff in die Fock geschlagen. Um elf war ich noch nicht viel weitergekommen. Meine Fingerspitzen bluteten und alle Nägel waren abgebrochen. Vor Schmerz und Erschöpfung weinte ich heimlich im Dunkeln, wenn Maud es nicht sah.

Verzweifelt gab ich es auf, das Großsegel zu reffen, und entschloß mich, den Versuch zu machen, unter gereffter Fock beizudrehen. Noch drei Stunden brauchte

ich, um Großsegel und Klüver zu beschlagen, und um zwei Uhr morgens konnte ich, mehr tot als lebendig, feststellen, daß mein Versuch geglückt war. Die gereffte Fock tat ihren Dienst. Die „Ghöst“ hielt sich dicht am Winde und zeigte keine Neigung, sich quer in den See-gang zu legen.

Ich war ausgehungert, aber Maud versuchte vergebens, mir etwas einzulösen. Mit vollem Munde schlief ich auf dem Stuhl ein.

Wie ich aus der Kombüse in die Kajüte kam, weiß ich nicht. Ich wurde von Maud geführt und gestützt. Als ich lange darauf erwachte, lag ich in meiner Koje. Maud hatte mich hingelegt, und mir die Schuhe ausgezogen. Ich war ganz steif und zerschlagen und schrie vor Schmerz auf, als ich mit meinen wunden Fingerspitzen das Bettzeug berührte.

Es war offenbar noch nicht Morgen, und so schloß ich die Augen und schlief wieder ein.

Wieder erwachte ich, verwirrt, daß ich nicht besser schlief. Ich zündete ein Streichholz an, und sah auf die Uhr. Sie zeigte Mitternacht. Und ich hatte das Deck um drei Uhr nachts verlassen! Nach einigem Nachdenken fand ich die Lösung: ich hatte einundzwanzig Stunden geschlafen. Ich lauschte eine Weile auf das Stampfen der „Ghöst“, das Rauschen der See und das gedämpfte Tosen des Windes, dann drehte ich mich auf die andere Seite und schlief friedlich weiter bis zum Morgen.

Als ich um sieben Uhr aufstand, sah ich nichts von Maud und schloß daher, daß sie in der Kombüse sei, um das Frühstück zu bereiten. Ich begab mich an Deck und fand, daß die „Ghöst“ sich prächtig hielt. In der Kombüse brannte zwar das Feuer und das Wasser kochte, aber ich fand keine Maud.

Ich entdeckte sie schließlich im Zwischendeck neben Wolf Larsens Kojen. Ich betrachtete ihn, den Mann, der von der höchsten Zinne des Lebens herabgeschleudert war in dies furchtbare Lebendigbegrabensein. Sein stilles, ruhiges Gesicht zeigte eine Milde, die ich nie zuvor gesehen hatte. Maud blühte mich an, und ich verstand. „Sein Leben ist im Sturm erloschen,“ sagte ich. „Er hatte zuviel Kräfte.“

„Ja,“ sagte sie. „Aber jetzt binden Sie ihn nicht mehr. Er ist ein freier Geist.“

„In Wahrheit: er ist ein freier Geist,“ entgegnete ich; dann faßte ich ihre Hand und führte sie an Deck.

Die Gewalt des Sturmes brach sich in dieser Nacht, das heißt: er legte sich ebenso langsam und allmählich wie er aufgefunden war. Als ich am nächsten Morgen nach dem Frühstück Wolf Larsens Leiche zum Begräbnis an Deck schaffte, wehte es noch stark, und die See ging hoch. Das Wasser spülte immer wieder über das Deck hinweg und ließ durch die Speigatten ab. Eine heftige Wö traf plötzlich den Schoner, der sich überlegte, daß die Leertelling völlig begraben war, und das Pfeifen in der Tafelung wuchs zu einem wilden Kreischen. Wir standen bis zu den Knien im Wasser. Ich entblöhte den Kopf.

„Ich erinnere mich nur eines Teiles des Rituals,“ sagte ich, „nämlich: „Und der Leichnam soll ins Meer geworfen werden.“

Maud sah mich an, überrascht und entsetzt. Aber die Erinnerung an etwas, das ich einst gesehen hatte, wurde lebendig in mir, und ließ mich Wolf Larsen begraben, wie Wolf Larsen einen anderen begraben hatte. Ich hob das Ende des Lutendeckels und der in Segelleinen eingenähte Körper glitt, die Füße voran, ins Meer. Das eiserne Gewicht zog ihn nieder. Er war verschwunden. „Leb' wohl, du stolzer Geist,“ flüsternte Maud, so leise, daß ihre Worte vom Heulen des Windes übertönt wurden; aber ich sah ihre Lippen sich bewegen und verstand.

Uns an der Reling haltend, arbeiteten wir uns nach achtern durch. Da blickte ich aufs Meer hinaus. Die „Ghöst“ hob sich in diesem Augenblick auf einer



Woge, und ich sah deutlich, zwei bis drei Meilen entfernt, einen kleinen Dampfer, der, rollend und stampfend, gerade auf uns zukam. Er war schwarz gefrichen und nach der Beschreibung der Jäger erkannte ich ihn als einen Zollkutter der Vereinigten Staaten. Ich zeigte ihn Maud, und führte sie schnell auf die Ruff.

Dann stürzte ich nach vorn an die Flaggenlinie, aber in diesem Augenblick fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, für ein Flaggenfall zu sorgen.

„Wir brauchen kein Rotsignal,“ meinte Maud, „wenn sie uns nur sehen.“

„Wir sind gerettet,“ sagte ich ernst und feierlich. Und dann in überströmendem Glück: „Ich weiß kaum, ob ich mich freuen soll oder nicht.“

Ich sah sie an, unsere Blicke begegneten sich. Wir lehnten uns aneinander, und ehe ich es wußte, hatte ich sie in meine Arme geschlossen.

„Muß ich es sagen?“ fragte ich.

Sie antwortete: „Du mußt nicht, aber es wäre so süß, so unsagbar süß, es zu hören.“

Unsere Lippen trafen sich.

„Mein Weib, mein liebes kleines Weib!“ sagte ich und streichelte mit der freien Hand die Schufter, wie alle Liebenden es tun, obwohl sie es in keiner Schule gelernt haben.

Ihre Lider zitterten und ihre Augen verschleierten sich, als sie mich anblickte und ihren Kopf mit einem glücklichen Seufzer an meine Brust schmiegte.

Ich sah nach dem Ritter. Er war ganz nahe. Ein Boot würde gerade herabgelassen.

„Sie kommen, um uns vor uns selber zu retten,“ sagte Maud und blickte mich mit einem bezaubernden Lächeln an, rätselhaft, wie ich es nie gesehen hatte; denn es enthielt alle Rätsel der Liebe.

## Das Risiko.

Von Jacques des Gachons.

Herr Némv Vornage ist sehr befrüzt. Er hat soeben aus Australien für seinen Sohn Silbain ein verlockendes Angebot bekommen; es handelt sich um die sehr aussichtsreiche Position als Leiter eines blühenden landwirtschaftlichen Unternehmens, das eine junge Kraft in kurzer Zeit noch bedeutend vergrößern könnte. Der Brief ist von Auguste Clin, einem alten Schulfreunde von Némv Vornage. Auguste Clin lebt schon seit zehn Jahren dort unten, er ist mit einer Engländerin verheiratet und hat fünf Kinder — „Leider sind sie zu klein, um mir eine Stütze zu sein,“ fügte Auguste hinzu und fährt dann fort: „Ich gebe dir den Vorrang, weil du mein bester Freund in Europa bist und du einen Sohn hast, der 25 Jahre alt ist. Schick ihn her. Das Leben hier ist gesund und großzügig, es ist nicht eine Minute langweilig. Man hat allgemein erst eine ganz schwache Ahnung von dem Reichtum dieses Landes. Schick mir Silbain, es wird sein Glück sein, ich stehe dafür ein.“ Dann als Postskriptum: „Sollte dein Sohn keine Neigung haben, ins Ausland zu gehen, so wäre ich dir, da die Sache eilt, dankbar, wenn du nach Liverpool fährst und den Vater meiner Frau, John Smithson, von dem ich dir bes öfteren erzählt habe, aufsuchst. Erkläre ihm alles und frage ihn in meinem Auftrag, ob er mir eines seiner Kinder anvertrauen will. Nur wiederhole ich noch einmal, daß es ein großes Unrecht von dir wäre, wenn du einem anderen diese Chance überlassen wölstest, die ich dir jetzt biete.“

Némv Vornage las den Brief seines fernen Freundes zweimal, und beide Male mit demselben Ergebnis: er konnte sich nicht entschließen. Silbain, gewiß, das stand fest, hing an, sich hier in dem Provinznest zu vergraben, er hatte schon regelrechte Junggesellenmanieren angenommen. Da sein Vater ein wohlhabender Mann ist, hat er es nicht nötig, zu arbeiten. Die Stunden zwischen den Mahlzeiten verbringt er sich im Kaffeehaus und im Klub. Eines Tages wird er heiraten, seine Frau wird Geld haben, und das Leben wird einmündig, aber gesichert, ruhig und friedlich weitergehen. Silbain ist einziges Kind. Es ist ein großes Risiko, ihn so weit weg zu schicken. Als er, Némv Vornage, jung war, hat er für Neffen geschwärmt, er war nicht von Büchern, in denen etwas von Neffen stand, wegzubringen. Aber Silbain ins Ausland schicken — das wäre sehr hart. Wie einsam wäre es zum Beispiel am Mittagsstisch! Nein, sein alter Auguste war ein guter Herr, aber Australien war zu weit. Er steckte den Brief in die Tasche und beschloß, niemand etwas davon zu sagen. Er würde nach Liverpool fahren.

Das war nicht so ganz einfach, denn immerhin war es eine Seereise. Aber als guter Familienvater ersand er eine glaubwürdige Geschichte von einer Kapitalanlage. Er wollte, so erzählte er, 25 000 Francs in ein australisches Unternehmen stecken. Zu zwölf Prozent, man sollte es kaum glauben. Er habe sich nämlich plötzlich entschlossen.

Er reiste ab. Silbain fragte nicht, ob er seinen Vater begleiten konnte. Sein Vater wollte Geld in ein ausländisches Unternehmen stecken für gute Zinsen. Gut. Wenn er nur hier seines Vaters Geld ausgeben konnte.

Es war alles in bester Ordnung, das dachten beide.

In Liverpool veränderte sich das Bild etwas. Mr. John Smithson bewohnte in einer Vorstadt ein herrliches Landhaus, das man, könnte es irgendwo auf dem Lande, ruhig als Schloß bezeichnen konnte. John Smithson hatte sich, nachdem er sehr viel Geld verdient hatte, von seinen Geschäften zurückgezogen. Zwei seiner Söhne waren bereits selbständig, der eine in London, der andere in Indien. Außerdem hatte er noch drei Söhne. Von seinen Töchtern sprach er selten, denn er wußte nie genau, wieviel es waren. Es waren sechs oder sieben, je nachdem man ein Nichts, die er zu sich genommen hatte, mitzählte oder nicht.

John Smithson war groß und etwas hager; er rauchte gern. Seine Haut war leicht gerötet. Némv Vornage war klein und unterlegt. Glücklicherweise sprach Smithson etwas Französisch. Nachdem die beiden Männer einander vorgestellt hatten, schüttelten sie sich die Hände. Darauf bereitete der Engländer für seinen Gast einen Whisky-Cocktail. Es war sehr heiß und Monsieur Vornage mußte dursig sein. Dinten auf dem Tennistisch waren Smithsons Kinder mit ihren Freunden, ihr Lachen und Lachen drang durch das offene Fenster.

Némv Vornage berichtete von dem Vorschlage seines alten Freundes Auguste. Er las verschiedene Stellen aus dem Briefe vor. Dann wies er auf die Möglichkeit hin, die ihm sein australischen Freund anscheinend offen gelassen hatte, nämlich, man könne auch etwas Geld in das Unternehmen stecken.

Smithson trank und rauchte und hörte zu. Als Némv Vornage zu Ende geredet hatte, sagte er:

„Ihr Sohn fährt also nicht?“

„Nein, ich habe nur den einzigen.“

„Sie sollten mehrere Söhne haben.“

Der Franzose machte eine leichte und entschuldigende Geste.

„Ich möchte lieber mein Geld aufs Spiel setzen als meinen Sohn,“ sagte er.

„Das Geld, das man verdient, muß man festhalten,“ sagte John Smithson. „Man muß seine Söhne wegschicken, damit sie Geld dazu verdienen. Jeder Mann muß sein Geld festhalten, das ist meine Theorie — jetzt werde ich William rufen.“ Er ging zum Telefon, und bald darauf trat ein junger großer Mensch ins Zimmer, frisch rasiert und in Hemdärmeln.

„William, hier ist Monsieur Vornage, ein Freund von Auguste Clin in Australien, dem Mann deiner Tante Mary Cosmon. Auguste Clin hat für dich eine Stelle, aber es eilt sehr. Bist du bereit, hinzufahren?“

„Ja.“

John Smithson ergriff, ohne seine Zigarre aus dem Munde zu nehmen, eine der Zeitungen, die auf einem Ständer neben ihm lagen. Er sah hinein, dann sagte er:

„Morgen geht ein Dampfer nach Sidney ab.“

„Alright,“ sagte William Smithson.

Als William Vornage am nächsten Morgen mit am Hafen stand, hatte er Gewissensbisse. Die Reise war so lang, zwei Monate, und das Land war fremd. Es war wahrscheinlich ein sehr wildes Land, mit Krankheiten und Tsunamis und Jaguaren. Aber schließlich, wenn es mit dem jungen Mann übel ankam — er war nicht verantwortlich dafür. Er sagte sich und sagte zu John Smithson:

„Nun trösten Sie sich, er wird bald wiederkommen.“

John Smithson zog seine Augenbrauen hoch und sagte:

„Das hoffe ich nicht, nein, wenn er bald käme, wäre es, weil er keinen Erfolg hatte.“

Als Némv Vornage nach Hause kam, hatte er das Gefühl, als müsse er seinen Sohn umarmen, weil er einer großen Gefahr entronnen war. Er fand ihn in einem Gesundheitszustand, schrecklich zugerichtet und nach einer schrecklichen Melodie gröhnend: „Papa, der ist in Liverpool und ich hab meine Ehre verloren.“ Was er in der letzten Nacht verloren hatte, waren 10 000 Francs. Darauf hatte er alle Getränke in sich hineingegossen, die er aufreiben konnte. Er war betrunken.

(Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Hauptmann.)

## Santo Polastro, der König der Banditen.

Pariser Brief.

Frankreichs kühnster Bandit stand in Paris vor den Geschworenen. Es war ein harter Kampf, den der Staatsanwalt zu kämpfen hatte, alle Sympathien waren auf seinen des ebenen kühnen, wie scheinbar ritterlichen Banditen. Ein zweiter Arzene Dupin schien erstanden, ein Bandit mit Gerechtigkeitsgefühl, ein Romantiker unter den Einbrechern und Räubern, der den gerissensten Kriminalkommissaren gewachsen, ja überlegen war.

Santo Polastro, war bereits vor Jahren in Alexandrien für 7 Mordtaten, die er begangen hatte, zum Tode verurteilt worden. Nur fand niemand Gelegenheit, diese Todesstrafe zu vollstrecken, da er halt so lange nicht zu warten pflegte. In Genoa verurteilte man ihn wegen Totschlags zu 30 Jahren schweren Kerzers, aber das war Santo Polastro zu viel des Guten. Er floh und erschloß auf der Flucht drei Karabinere und zwei Gendarmen. Endlich gelang es, der italienischen Grenzpolizei eine Spur von ihm zu finden. Sie erhielt anonyme Briefe, in denen schließlich mitgeteilt wurde, daß Polastro im D-Zug 807 versuchen werde, Mizza zu erreichen. Eine genaue Beschreibung lag den Briefen bei, und



ein Vergleich mit den Kriminalakten ergab, daß sie in zwei einzigen Jahren zutraut. Als der D-Zug 307 in den Grenzbahnhof eintraf, trugen die Polizisten in Eile, um sein Aufsehen zu erregen, in den Zug. Als dieser sich in Bewegung setzte, drangen sie in das Mittel mit vorgestrecktem Revolver ein. Polastro sah ruhig rauchend in einer Ecke und wurde, ohne Widerstand zu leisten, festgenommen. Als der Zug sich jedoch in voller Fahrt befand, riß er sich mit großer Gewalt los, und stürzte sich mit tüftlichem Sprung aus dem Fenster des rasenden Zuges.

Die Bremsen knirschten; als der Zug stand, fand man Blutspuren und die verstümmelte Leiche Polastro's.

Der kühne Räuber war tot. So wenigstens glaubten die internationalen Kriminalisten. Aber plötzlich tauchte der tote Räuber in Paris auf, und heute weiß man, daß es nicht seine Leiche war, die man damals neben den Eisenbahnschienen an der Strecke nach Nizza fand. Noch ist das Geheimnis nicht voll geklärt, und wird vielleicht nie voll geklärt werden, aber soviel steht fest, daß der unbekannte Täter im Einverständnis mit Polastro gehandelt haben muß, der sich verkleidet im gleichen Zuge befand und dem Reinfall der italienischen Polizisten auf seinen künftigen Streich schmunzelnd zusah. Vielleicht hätte man Polastro nie mehr gefangen, denn gegen Tote gibt es keine Haftbefehle, aber er vollbrachte eine der kühnsten Raubdiebstähle in der Avenue de l'Opera, wo er ein Juwelengeschäft ausräumte. Diesmal fing ihn die Pariser Polizei nach dramatischem Kampfe, und nun steht er wegen Diebstahls vor den Geschworenen. Die ganze Pariser Gesellschaft ist versammelt. Die vornehmen Damen wollen diesen kühnen Räuber sehen, dessen Tollkühnheit fasziniert, und den man vielleicht mit Recht, vielleicht mit Unrecht jene sagenhafte Ritterlichkeit der Räuberromane nachsagt. Der Staatsanwalt Dumas hatte einen schweren Standpunkt. Die Augen des Publikums hängen mit stichtlichem Wohlgefallen an dieser sportgestalteten Gestalt, der man gern athletische und akrobatische Leistungen aller Art zutraut. Polastro ist sich dieses Interesses wohl bewußt. Lächelnd begrüßt er die eleganten Damen im Zuschauerraum. Freundlich nickt er den Geschworenen zu, vergnügt lächelnd hört er die Anklage des Staatsanwalts. Erregt unterbricht dieser sich. „Herr Präsident, man kann nicht dulden, daß dieser Bandit ununterbrochen lächelt!“ Doch der Vorsitzende, Präsident Klorch, ist ein Mann von Geist. Er beruhigt den nervösen Staatsanwalt. „Lassen Sie ihn, bedenken Sie, es ist sein letztes Lächeln!“

Es ist nicht leicht, Polastro zu überführen. Seine Helfershelfer, die man vor Jahresfrist verurteilt hat, leugnen und vercaten ihn nicht. Der Wächter, der mit im Komplott war, und einen Heberfall vorläufte, will ihn überhaupt nicht gesehen haben.

Der Juwelier hat Werte von einer Million Franken eingekauft. Sein Rechtsanwalt fragt, wo die geraubten Schmuckstücke sind. Polastro zuckt die Achseln. Das sind Dinge, die unter seiner Würde liegen, die Leute verblühen den anderen. Er nahm nur 20 000 Frs., um sich standesgemäß zu kleiden. Wenn nicht Polastro selber freimüthig und stolz alles bekannt hätte, der Staatsanwalt wäre in einer schwierigen Lage gewesen. Henry Torres, einer der berühmtesten Pariser Strafverteidiger, betont in seiner Verteidigungsrede die Ritterlichkeit und Gradheit des Banditen, der niemanden verdächtigte, sondern frei alle Schuld auf sich nehme, und so den Geschworenen Achtung abzugeben wisse. Aber das Schuldkonto Polastro's war doch zu groß, als daß die Geschworenen sich hätten von ihren Sympathien leiten lassen. Und so verurteilte man den kühnen Räuber, der schon in Alexandrien zum Tode, und in Genoa zu dreißig Jahren Kerker verurteilt war, zu acht Jahren Zwangsarbeit. Und wieder lächelt Polastro, während ganz Paris voll Spannung wartet, ob es der Pariser Polizei gelingen wird, den kühnen Räuber auch wirklich in Gewahrsam zu fassen.

## Die schönsten Hände der Welt.

(Nachdruck verboten.)

Amerika ist berühmt wegen seiner Rekorde. Es besitzt den stärksten Boxer der Welt, die besten Tennisspieler, die schnellsten Läufer, die besten Medner, die größten Riesen, die kleinsten Zwerge, den dicksten und den magersten Mann und die dickste und schlankste Frau der Welt.

Im Filmparadies Hollywood befindet sich auch die Frau, die berühmt ist, weil sie die schönsten Hände der Welt besitzt. Eine junge Künstlerin, Vess Flowers, die, abgesehen von den kleinsten Rollen, hauptsächlich für Handaufnahmen gebraucht wird und in diesen den Rekord gewann.

Wenn in einer großen Szene von oben an einem besonders schönen Finger ein Ring geschoben wird, oder wenn eine schöne ausdrucksvolle Hand zart gestreichelt wird, dann kann man mit Sicherheit annehmen, daß diese Hand Vess Flowers gehört. Es ist nicht zu verwundern, daß die Journalisten sie öfters fragten, wie und mit welchem Creme sie ihre Hände behandle. „Die Hauptsache ist,“ so sagt Vess Flowers, „daß ich, wenn ich nicht arbeite oder in Gesellschaft bin, stets Handschuhe trage: keine Leder- oder Wollhandschuhe, sondern nur Seidenschuhe, die nach meiner Erfahrung die besten sind.“ — Jeden Abend reibt sie ihre Hände mit Zitronenschalen ab, läßt sie eben trocknen und massiert sie dann. Danach reibt sie die Hände mit einer Spezialcreme ein, die sie selbst zusammengefeht hat. Ueber diese Zusammenfassung bewahrt sie Stillschweigen. — Dies kann man ihr auch nicht verargen, es ist eben ihr Geschäftsgeheimnis.

## „Mentanten“-Anzeigern.

Eine Gruppe von Touristen besuchte das Beethoven-Haus in Bonn. Ein junges Mädchen setzte sich unbekümmert an Beethoven's Klavier und spielte seine Mondschein-Sonate. Sie spielte miserabel. Als sie fertig war, erkundigte sie sich bei dem alten Güter des Hauses: „Ich vermute, daß viele berühmte Musiker hier waren und auf diesem Instrument gespielt haben.“

„Gewiß, Fräulein,“ erwiderte der Alte, „im vergangenen Jahre war Paderewski hier und seine Freunde bestürmten ihn, auf dem Instrument zu spielen. Aber er schüttelte nur den Kopf und sagte: „Nein, mir scheint, ich bin dessen nicht würdig genug!“

Es war schon sehr spät, als in der Gesellschaft jemand den Wunsch äußerte, Herr K. möge noch einige Arien zum Besten geben. Herr K. war ein berühmter Amateursänger. Er ließ sich nicht lange bitten. Bevor er aber loslegte, fragte er noch heuchlerisch, ob nicht zu so später Stunde die schlafende Nachbarschaft gestört werde.

„O, singen Sie nur!“ rief der Hausherr mit grimmigem Humor. „Auf die Nachbarn nehmen Sie keine Rücksicht! Die haben vorige Woche unseren Hund vergiftet!“

Die Gräfin Nordenstern, die die Musik leidenschaftlich liebte, kam in Wien in eine Musikalienhandlung, verlangte die neuesten und schönsten Stücke zu sehen und fügte hinzu, es läge ihr sehr viel daran, daß die Vieder nicht mit zu vielen „b“ verziert seien.

Der Verkäufer zeigte ihr eine Romane und sagte: „Dieses Stück ist köstlich, leider sind aber vier „b“ vorgezeichnet.“

„O, wie schade,“ sagte die Gräfin, „aber schließlich, was tut es, zwei radriere ich einfach weg.“

Ein verehrungswürdiger Dilettant war der gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts als Gouverneur von Mainz verstorbenen Prinz Heinrich von Schleswig-Holstein. Er spielte in Leipzig im großen Orchester unermüdetlich mit, in dem er mit wahrer Leidenschaft das Becken und die große Trommel bearbeitete. Er litt es nicht, daß der Orchesterbedienter sich dem Transport dieser Instrumente widmete, sondern trug die große Trommel immer höchst eigenhändig von seinem Standort in ins Theater oder dahin, wo sie sonst gebraucht wurde.

Frau Präsidentin K. behauptete, nachdem sie in der Gesellschaft mehrere Lieder gesungen hatte, daß sie des Abends mit einem einzigen Vielle immer ihre beiden Kleinen in den Schlaf fange.

„Glauben Sie das nicht,“ flüsterte der böshafte Rechtsanwalt N. seiner Nachbarin zu, „ihre beiden Kinder sind schlau genug, sich sofort schlafend zu stellen, um dem Gefange so schnell wie möglich zu entgehen.“

## Aus aller Welt.

Eine Lustrundreise. Mittelmeer- und Nordlandreisen sind längst keine Ereignisse mehr. Dagegen ist die Lustrundreise, die eine englische Gesellschaft plant, schon wert, registriert zu werden. Die Rundreise, die mit dem Flugzeug zurückgelegt wird, soll vom 31. Januar bis 5. März, also 35 Tage dauern. Sie wird von London nach Paris, Bordeaux, Biarritz, Perpignan, Barcelona, Malaga, Sevilla, Tanger, Casablanca, Neapel, Rom, Venedig, Pisa, Marseille, Lyon, Paris und zurück nach London führen. Frankreich, Spanien, Italien und Nordafrika sind also die Hauptziele, und dies alles — etwa 9000 Kilometer — in 35 Tagen. Der Preis? Etwas mehr wie 9000 Mark, einschließlich Trinkgelde, Führer und Unkosten für kleine Autofahrten. 9000 Kilometer, das sind pro Tag die Kleinigkeit von rund 260 Kilometern, und 9000 Mark ergeben pro Tag die Kleinigkeit von rund 260 Mark. Die Möglichkeit, 35 sonnenlosen Nebeltagen entziehen zu können, wiegt diesen täglichen Tribut von 260 Mark mehrfach auf, wenn man in der Lage ist, diesen Tribut zu bezahlen.

Neue Untersuchungen über den „Anschlagswert“ von Schwarz- und Weißbrot. Der durch seine interessanten Feststellungen über den Nährwert lange gefochter Speisen bzw. kurz gekochter oder Rohspeisen bekannte Forscher Friedberger hat neuerdings ähnliche Untersuchungen über den „Anschlagswert“ von Schwarz- und Weißbrot ausgeführt. Der „Anschlagswert“ bedeutet hierbei die durch die jeweilige Zubereitungsart der Speisen — längeres oder kürzeres Erhitzen — bedingte Gewichtszunahme des Körpers. Als Ergebnis der Versuche, die an Ratten vorgenommen wurden, ließ sich nun feststellen, daß durch die Fütterung mit dunklem Gebäck eine größere Gewichtszunahme erzielt werden konnte als mit weißem Brot. Entsprechend der bereits früher beobachteten Tatsache, daß Speisen durch längeres Erhitzen an „Anschlagswert“ einbüßen, zeigte sich ferner, daß die Brotkrume der Kruste gegenüber den größeren „Anschlagswert“ besitzt, sowie, daß selbst reichliche Darreichung von Zwieback keine Erhöhung des Körpergewichts zur Folge hatte.

Nennpferde mit Brillen. Ein amerikanischer Augenarzt ist auf die Idee gekommen, seinen Kundenkreis durch Einbeziehung der Pferde zu vergrößern. Er behauptet, durch geeignete Brillen die Nennpferde, deren Sehschärfe schwach ist, so „fit“ zu machen, daß sie schneller laufen, als mit unbebrillten Augen. Bis jetzt sind Versuche mit bebrillten Pferden auf der Rennbahn noch nicht gemacht worden.